

CARL PIETZCKER

Die Autobiographie aus psychoanalytischer Sicht

Antike Autobiographien

Werke – Epochen – Gattungen

Herausgegeben von
Michael Reichel

– Sonderdruck –
im Buchhandel nicht erhältlich



2005

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Carl Pietzcker

Die Autobiographie aus psychoanalytischer Sicht

Suchen wir uns aus psychoanalytischer Sicht der Gattung Autobiographie zu nähern, so denken wir zuerst an die psychoanalytische Therapie. Hier wie dort geht es darum, erinnernd auf sich selbst zu blicken und ein Bild seiner selbst zu gewinnen. Doch die Unterschiede sind nicht zu übersehen: hier ein oft stammelndes Sprechen, das in unmittelbarer und von außen nicht gestörter Interaktion zusammen mit dem Analytiker Bruchstücke eigenen Lebens ans Licht holt, sie hin und her wendet, verändert und in das sich verändernde Selbstbild integriert; dort das schriftlich vorliegende, insofern also abgeschlossene, den Regeln der Tradition, z. B. der Gattung verpflichtete Selbstbild, das für eine Öffentlichkeit bestimmt ist, die möglicherweise ihrerseits auf es antwortet. Die Unterschiede sind deutlich. Dennoch kann ein Blick auf die therapeutische Situation das Verständnis der Autobiographie fördern.

1. Erinnern in der psychotherapeutischen Therapie

In der Therapie ist Erinnern ein szenischer Prozeß: Während ich, der Analysand, tastend und in der Hoffnung, von meinem Leiden befreit zu werden, mich an mein eigenes Leben wage, verhalte ich mich zu mir, wie ich jetzt bin, und zu mir, wie ich früher war, zugleich verhalte ich mich zu dem Analytiker, der sich seinerseits zu mir verhält; das geschieht bewußt und unbewußt. Erinnern vollzieht sich also nicht monologisch nur in Rückwendung auf mich selbst, sondern interaktiv in Szenen. In diesen Szenen leben frühe unbewußte Szenen wieder auf, z. B. solche mit Vater, Mutter oder Geschwistern. Diese Szenen übertrage ich auf die gegenwärtige Szene mit dem Analytiker, mache ihn also unbewußt z. B. zu einer Vater-, Mutter- oder Geschwisterfigur. Er seinerseits sucht mir jene Szenen bewußt zu machen, die ich mit ihm spiele. In diesem Prozeß des *Hic et Nunc et Mecum* steigen Erinnerungen auf. Die Technik der freien Assoziation, die helfen soll, daß ich als Analysand alles ausspreche, was mir

durch den Kopf geht, ohne nach dessen Bedeutung zu fragen oder gar es zu bewerten, diese Technik trägt dazu bei, daß Erinnerungen, von unbewußten Verbindungen geleitet, bruchstückhaft ans Licht treten – eine Voraussetzung dafür, daß ich sie in mein Selbstbild integrieren kann und meiner unbewußten Vergangenheit nun weniger ausgeliefert bin.

Doch Auslassungen und Erinnerungen, die sich später als verzerrt oder falsch erweisen, oder schlicht Erinnerungsschwund lassen uns erkennen, wie schwierig es ist, sich zu erinnern. Unser Ich, das sich im Gang unseres Lebens als „Sieger“ über alles gebildet hat, was wir nicht wünschen, denken und natürlich auch nicht tun wollten, läßt, was ihm damals unterlegen war, meist nicht wieder zu. Erinnern vollzieht sich in Konflikten zwischen diesem Ich, das unser Überleben und unsere Identität sichert, den verinnerlichten Normen unserer Gesellschaft, dem Über-Ich, dem hochdrängenden Verdrängten, Ängstigen, Traumatischen und der von uns wahrgenommenen Umwelt. Erinnern vollzieht sich, sehen wir hier vom physiologischen Umbau des Gehirns durch Altern einmal ab, aus dieser Perspektive also als Prozeß in einem konfliktuösen Kraftfeld. Energisch wird gerade das Bewußtseinsfern gehalten, was mit Kraft ins Bewußtsein drängt. Die dort angelangte Erinnerung ist dann ein Kompromiß zwischen unterschiedlichen Kräften: zwischen dem, was mich bedrängt, dem, was ich wünsche, einerseits, und andererseits dem, was mir vorschreibt, was ich vor mir oder vor anderen fühlen, denken und sagen darf. – Ein Beispiel hierfür sind die Deckerinnerungen. Das sind meist Erinnerungen an die Kindheit, oft so harmlos, daß wir uns wundern, warum wir uns gerade an sie erinnern, und das in solcher Detailschärfe. In der Therapie hat sich gezeigt, daß widrige verdrängte Erinnerungen hin zu solch einer Deckerinnerung verschoben und dort verdichtet wurden. Sie ist eine Ersatzerinnerung. So kann die Analyse einer Deckerinnerung alles Wesentliche einer Kindheit ins Bewußtsein heben. Erinnerungen sind also Kompromißbildungen zwischen einem verdrängten Inhalt, der sich durch Assoziieren erschließen läßt, und einer ihn abwehrenden Instanz.

Die Psychoanalyse hat eine ganze Reihe von Mechanismen aufgedeckt, mit denen wir Ängstiges, Unangenehmes abwehren: die sogenannten Abwehrmechanismen, Mechanismen des Ich. Neben der allbekannten Verdrängung sind dies z. B. Verleugnung, Verkehrung ins Gegenteil, Projektion, Isolierung von Vorstellungen oder von Vorstellung und Emotion, Idealisierung, Entwertung, Rationalisieren und Intellektualisieren. Mit Hilfe der sogenannten sekundären Bearbeitung ordnen wir

unsere Erinnerungen in ich-gerechte Schemata ein, die allgemeines Verständnis erlauben, z. B. in die der Sprache. Diese Mechanismen modellieren Erinnerungen in dem eben beschriebenen Kraftfeld.

In der Therapie stößt Erinnern also auf immer neue Hindernisse und sucht sie zu überwinden. Angeregt und angetrieben wird es durch die Übertragungssituation selbst, durch Interventionen des Analytikers, durch Phantasien, die ans Licht drängen, durch bewußt gewordene Erinnerungen, durch Ereignisse außerhalb des Behandlungszimmers, durch Dokumente und durch den Wunsch nach Heilung. In diesem Prozeß können die Verdrängungsschranken durchlässiger werden; doch wenn dann Ängstiges ans Licht drängt, kann im Rückschlag das Erinnern versiegen, bis es von Nebensächlichem her vielleicht dann doch wieder in Gang kommt. So verläuft der Erinnerungsprozeß in einer Spannung zwischen Ausweichen und Sichoffenbaren, gelegentlichem Annehmen der eigenen Geschichte und Verschweigen einiger ihrer Momente. Es zeigt sich freilich, daß das, was hier auftaucht, Erinnerungen an Erinnerungen sind; z. B. wurden kindliche Erfahrungen, Wünsche und Ängste früh verändert und verdrängt, in der Pubertät dann erinnernd wiederholt und mit damaligen Gefühlen und Bildern vermischt, vom Erwachsenen in lebensgeschichtlichen Krisen wieder umgeformt, bis sie schließlich in der Therapie auftauchen. Dort werden sie dann, soweit möglich, Schicht für Schicht zurückverfolgt und zeigen sich so, wie sie auf den jeweiligen Stufen sich nach Mustern der Konfliktverarbeitung bildeten, die dort wirksam waren. In der Therapie selbst werden sie nach den Mustern erinnert, die dort gelten. Später, z. B. wenn von dieser Therapie erzählt wird, erscheinen sie dann abermals verändert. Erinnern ist ein unabgeschlossener und auch unabschließbarer Prozeß; solange wir leben, leben wir in der Spannung zwischen dem, was wir verdrängt halten, und dem, was unser Überleben und unsere Identität uns abverlangen. So tauchen Erinnerungen aus der frühesten Kindheit oft erst wenige Stunden vor dem Tod auf, wenn die verdrängende Instanz ihre Kraft verloren hat.

2. Erinnern ist Konstruieren

Erinnern ist Konstruieren, Erinnerung ist konstruiert. Angestoßen wird Erinnern von der gegenwärtigen Situation; es führt in die Vergangenheit, bleibt jedoch immer auf die Zukunft bezogen, auf meine Möglichkeiten

und Grenzen, auf das, was mich lockt oder ängstigt. Erinnernder Rückblick ist insofern, zumeist freilich unausgesprochen, immer auch Zukunftsentwurf. In diesem Feld bezieht der Analysand seine Assoziationen deutend aufeinander und konstruiert seine Welt, und dies nach Deutungsmustern, die er im Gang seines Lebens erworben hat, schließlich nach denen der Analyse. Der Analytiker weiß, daß auch er konstruiert, wenn er die Assoziationen, die Erinnerungsbrocken des Analysanden zusammenfügt und aus ihnen seine Schlußfolgerungen zieht, die er als Vermutungen einsetzt. Beide zusammen konstruieren sie eine Deutung des Vergangenen, und zwar möglichst so lange, bis sie sich einig sind, daß sie mit allem, was sie hier zu wissen meinen, übereinstimmt. Eine Garantie für die Richtigkeit ihrer Konstruktionen haben sie nicht. Doch hohe Plausibilität können sie erreichen – und es gibt als therapeutische Reaktion die Heilung, wenn bislang Unbewußtes in einer Deutung seine Gestalt hatte finden können.

Das alles gilt nicht nur für das Erinnern in der Therapie, es gilt für alles Erinnern. Ja mehr noch: Alles, was wir erinnern, ist vorher schon konstruiert. Wir konstruieren, wenn natürlich allermeist nicht bewußt oder gar willentlich, unsere Wirklichkeit nach unseren Wahrnehmungs- und Deutungsmustern, nach dem, was für uns wichtig oder unwichtig, bedrohlich oder verlockend ist. Selbst eine so harmlose Situation wie die hier im Hörsaal nehmen wir unterschiedlich wahr und würden sie, wenn wir in 10 Jahren nach ihr befragt würden, auch unterschiedlich erinnern. Erinnern ist Konstruieren aus Konstruktionen aus Konstruktionen; Erinnerungen bauen auf sich wandelnden Erinnerungen auf, die sich auf etwas beziehen können, was wir einmal wahrgenommen haben: wahrgenommen nach unseren damaligen Mustern. Wahrheit im Sinne einer völligen Übereinstimmung einer Vorstellung mit der Sache, an die wir uns erinnern, gibt es nicht; natürlich sollte es dennoch darum gehen, die Richtigkeit von Erinnerungen durch alles zu stärken, was sie stützen oder korrigieren könnte. Die Wahrheit einer Erinnerung ist, so verstanden, nicht die einer Tatsachenfeststellung, sondern die eines Versuchs, erzählend einen stimmigen Zusammenhang aller Feststellungen zu schaffen, die uns im angesprochenen Kontext wichtig erscheinen. Mit dieser Wahrheit kommt für kurze oder längere Zeit ein Prozeß zur Ruhe, der durch die Begegnung mit neuen Fakten, die ihrerseits nur konstruiert begegnen, und mit neuen Konstruktionen vorangetrieben wird. Die Wahrheit von Erinnerung ist also prozessual.

Aufgabe der Psychoanalyse ist es, die Gesetze, nach denen wir Erinnerungen konstruieren, insbesondere deren unbewußte Voraussetzungen zu erkennen, d. h. sie zu rekonstruieren. Doch auch die von uns „gefundenen“ Baugesetze solcher Konstruktionen sind wieder nur Konstruktionen; ihre Richtigkeit haben sie dadurch zu erweisen, daß sie, einmal ausgesprochen, den therapeutischen Erinnerungsprozeß vorantreiben. Der kann, pragmatisch gesehen, mit dem Ende der Erkrankung zum Abschluß kommen, doch prinzipiell gesehen ist er unendlich.

3. Autobiographisches Erinnern

Was fürs Erinnern allgemein gilt, gilt auch für autobiographisches Schreiben: Es ist ein szenischer Prozeß, in dem wir in einem Kraftfeld Kompromisse bilden. Angestoßen wird er von aktuellen Anlässen, schaut zurück in die Vergangenheit, aber auch voraus in die Zukunft. Heutige und damalige Interessen wirken zusammen, wenn der Autobiograph in perspektivischer Rückschau Heute und Damals verbindet und mit der ihm oft selbst nicht bewußten Absicht, eine für seine Zukunft geeignete Vergangenheit zu konstruieren, Lücken schließt, Widersprüche glättet, das heute oder damals für ihn Wichtige erinnert, das für ihn heute oder damals Unwichtige aber vergißt. Im Fall der Autobiographie tritt an die Stelle der Mündlichkeit, an die Stelle einer Sprache der Nähe im abgeschlossenen Raum mit einem gegenwärtigen Analytiker, freilich Schriftlichkeit: eine Sprache der Distanz, bestimmt für eine räumlich und zeitlich entfernte Öffentlichkeit und für sie nach den Regeln gesellschaftlicher Mitteilung so geordnet, daß sie verstanden werden kann. Hatte der Analytiker als ein Dritter dem Analysanden zu Abstand von dessen Vergangenheit verholfen, so gerät der Schreibende durch gesellschaftliche Medien, durch die Sprache und anderes gesellschaftlich tradierte im Zuge der eigenen Schreibanstrengung notwendig in solchen Abstand, selbst wenn er ihn um der Authentizität willen zu verringern sucht. Dieser Abstand gewährt ihm Sicherheit, sich Verdrängtem zu nähern und sich aus der Verfangenheit in ihm womöglich ein wenig zu lösen.

Die Szene spielt nun zwischen vier Positionen: zwischen dem gegenwärtig schreibenden erinnernden Ich, dem erinnerten vergangenen Ich, der Tradition und den Adressaten, für die das Geschriebene bestimmt ist. Der autobiographische Text tritt in den Zwischenraum zwischen ih-

nen, in den zwischen dem Schreibenden und seinen Adressaten, in den Raum zwischen ihm und anderem, was schon geschrieben vorliegt, und in den zwischen dem Schreibenden und all dem, woran er sich erinnert. So ist der Text ein Übergangsobjekt; er verbindet den Schreibenden mit den Adressaten, mit der Tradition und mit seiner Vergangenheit. Als Übergangstext verschafft er dem Schreibenden aber auch Abstand von ihnen allen, gewährt eine gewisse Sicherheit und ein Muster, sich weiter zu erinnern. Doch er kann ihm helfen, auch das zu Erinnernde abzuwehren, ja es zu verdecken und Erinnertes zum Produkt allein von Sprache zu machen.

3.1 Erinnern im autobiographischen Schreiben

Das Erinnerte wird beim Übergang in die mündliche und deutlicher noch bei dem in die schriftliche Sprache vom eher Verfließenden und nur ungenau Abgegrenzten ins Feste überführt. Es wird nach überpersönlichen Sprachregeln gestaltet, in die Form tradierter Wörter, Bilder, Szenen und Muster gefaßt. So wird es unpersönlicher, abstrakter: Das schreibende Ich gewinnt Abstand von Erinnertem, spaltet sich im Erleben seiner selbst auf und kann sich nun wie im selbstgeschaffenen Spiegel selbst betrachten. Während sich dem erinnernden Ich das, was es erinnert, nach Schemata ordnet, die für es selbst, aber auch für andere verständlich sind, ist immer schon Konstruktion im Spiel, die mehr oder weniger bewußt einiges ausschließt oder verzerrt. Insofern ist Erinnern immer auch Vergessen. Das geschieht nicht in der Absicht zu lügen, sondern in der, sich schreibend als erinnertes, aber auch erinnerndes Ich zu gestalten. Hier vollzieht der Erinnerungsprozeß ein weiteres Mal einen Kompromiß: den, etwas zu schreiben und es doch nicht zu schreiben.

Die Spaltung zwischen erinnerndem und erinnertem, sprechendem und besprochenem Ich setzt sich in der Autobiographie formal fort als Spaltung zwischen erzählendem und erzähltem Ich. Sie entspricht der therapeutischen Ich-Spaltung, mit deren Ausbildung der Analysand allmählich selbst die Rolle des Analytikers übernimmt und tendenziell aus dessen Position auf sich selbst schaut. Das erzählende Ich der Autobiographie ist einigermaßen konfliktfrei. Es beobachtet und kommentiert das erzählte Ich, ist durch jene Spaltung vor dessen Irrwegen und Leiden geschützt, kann sich so erzählend dessen gefährlich anziehender Nähe aussetzen und dadurch dies erzählte Ich in seiner Verfangenheit darstellen. –

Der Spaltung zwischen erzählendem und erzähltem Ich ist die zwischen Autor und implizitem Autor vorausgegangen. Der Autor hat eine Rolle gewählt, von der aus er den Text mit all seinen Erzählstrategien organisiert, eben den impliziten Autor, der seinerseits die Rolle und das Verhalten des Erzählers festlegt; meist ist dieser das erzählende Ich. Die 3-fache Aufspaltung zwischen Autor, implizitem Autor, erzählendem und erzähltem Ich verschafft dem sich erinnernden Autobiographen jenen Abstand von sich selbst, der es ihm gestattet, auch unangenehme Erinnerungen nachzuforschen und sie als solche zu gestalten, sei dies auch nur in der Absicht, seinen Text zu vollenden. Jene Aufspaltung tritt aber auch in den Dienst der Abwehr unangenehmer Gefühle. Wie alle Momente einer Autobiographie entspringt auch sie einem Kompromiß. Kompromißhandlungen finden wir allenthalben; häufig begegnen z. B. Deckerinnerungen. Analysieren wir sie, kann sich der Weg zu erzählend abgewehrten Erinnerungen öffnen, die ja ebenfalls, wenn freilich nur implizit, erzählt werden. Der Weg zu ihnen öffnet sich über Brüche und Widersprüche im Text. Auf sie achten wir, während wir mit unserer Deutungsarbeit den Strategien des Textes nachgehen.

Schreibend drängt der Autobiograph seine Erinnerungen zusammen, läßt Zwischenräume aus und synthetisiert. Er schreibt nieder, was er meist zuvor schon mehrfach erzählt und umerzählt hat. So entsteht Schriftlichkeit aus wiederholter Mündlichkeit. Ja, oft gehen der Niederschrift einer Autobiographie bereits mehrere schriftliche Versuche voraus, etwa Briefe oder Tagebücher wie Goethes *Italienischer Reise*. Im Augenblick des Schreibens entsteht in erinnernder Selbsterforschung aus Selbstkonstruktionen, die sich im Gang eines Lebens gebildet und gewandelt haben, eine weitere. In sie gehen auch die in den vorangegangenen Lebensphasen umgearbeiteten unbewußten Phantasien ein.

Autobiographen konstruieren also ihr Leben, stilisieren und inszenieren es. Dazu gehört auch, daß die Gattung Autobiographie oft genug ihre Leser glauben macht, sie begegneten hier der Wahrheit und nichts als der faktischen Wahrheit. Reflektiertere Autobiographen freilich wissen, daß sie konstruieren, daß sie also keine Tatsachen-Wahrheit des Konkreten anbieten, sondern eine geschaffene: eine Wahrheit, die symbolisch steht für jene Persönlichkeit, die sich hier vorstellt, aber eben auch verbirgt. Das gibt ihr Text auch zu verstehen. *Dichtung und Wahrheit* hatte Goethe seine Autobiographie genannt. „Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte“, sagte

er zu Eckermann.¹ Es ginge, so schreibt er, um das „Grundwahre“ eines Lebens.

Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so ist es klar, daß man mehr die Resultate und, wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde.²

Autobiographisches Erinnern ist also nicht nur unbewußtes Konstruieren, für Goethe etwa ist es dies auch bewußt und gewollt.

3.2 Erinnern in Szenen mit den Adressaten

In den Szenen autobiographischen Erinnerns und Schreibens sind die Adressaten gegenwärtig; es sind bewußte und unbewußte Adressaten. Die dem Schreibenden bewußten können Einzelne sein, die gelegentlich sogar konkret angedredet werden, aber auch Gruppen. Ihnen gegenüber schafft der Text, oft ohne dies zu reflektieren, die Illusion eines autobiographischen Paktes: „Ich erzähle euch von mir und zwar nichts als die Wahrheit.“ Die unbewußten Adressaten sind innere Figuren, meist Bilder von Eltern oder Geschwistern, die z. B. richten, verlassen oder bestätigen. Auf solche Bilder bezieht sich der Schreibende, rechtfertigt oder verteidigt sich, greift sie an oder sucht ihre Bewunderung. Szenen, die er mit ihnen beim Schreiben unbewußt aufführt, gehen ein in die Szenen mit dem ihm bewußten Publikum. Oft überlagern sich mehrere Szenen.

Wer autobiographisch schreibt, blickt auf sich und die Adressaten, also in zwei Richtungen. Der Blick auch auf die Adressaten löst den Schreibenden von der Fixierung an die Vergangenheit, die ihn bedrängt. Das erlaubt ihm, sich ihr zu öffnen und ein oft langes Schweigen zu brechen. Andererseits läuft er Gefahr, sich vor den Adressaten bloßzustellen;

1 30.03.1831. In: Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe (Hrsg. H. Houben), Wiesbaden 1959, S. 375.

2 Brief an König Ludwig I. von Bayern. In: Goethes Briefe, Hamburger Ausgabe in 4 Bänden. Bd. 4, S. 363. Hamburg 1967.

möglicherweise wird er sich deshalb schamvoll verschließen. Da sie abwesend sind, ihn also nicht unmittelbar kontrollieren und befragen, kann er ihre Lektüre gezielt manipulieren. Zugleich kann er sich, obwohl er sich auf sie bezieht, in dieser Situation von ihnen ab- und auf sich selbst zurückwenden, also neue Erinnerungen und Phantasien zulassen und sie sprachlich gestalten. Seine Konstruktionen müssen sich kaum an überprüfbaren Fakten messen lassen, die sind ja meist vergangen, und ebenso wenig an den Konstruktionen damaliger Augenzeugen. Außerdem brauchen sie sich nur wenig an den Adressaten von heute oder morgen zu reiben.

Das könnte zu ungezügelterm Konstruieren verlocken. Doch die abwesenden Adressaten sind für den Schreibenden virtuell immer gegenwärtig. So gerät der Autobiograph zwischen öffentlich inszenierte Selbsterforschung und Selbstentblößung, zwischen Stolz, ungehemmt exhibitionistisches In-den-Mittelpunkt-Treten und schamvollen Rückzug. Zugleich muß er seine Leser anlocken, z. B. mit interessanten Details, sie fesseln und zum Weiterlesen verführen, z. B. durch verständliche Sprache oder gelungene Selbstinszenierung und dadurch, daß er ihre Erwartungen bedient oder überschreitet. Um zu verhindern, daß sie sich peinlich berührt abwenden, wird er ihnen dort, wo er die Grenzen des Zulässigen überschreitet, Abstand verschaffen, z. B. dadurch, daß er das erzählende Ich deutlich vom erzählten trennt. Da er sich den bedrohlichen Blicken der Öffentlichkeit aussetzt, benötigt er die Anerkennung seines gefährdeten Selbstbilds durch die Lesenden. Er weiß, daß er sie in die Rolle von Beobachtern bringt, die vergleichen, beurteilen und verurteilen, und muß deshalb um ihre Zustimmung, womöglich ihre Bewunderung kämpfen, sogar um die seiner Selbstentblößung. Zwischen Unsicherheit und Sicherheit, sie zu erreichen und zu halten, erinnert er schreibend seine Vergangenheit.

3.3 Erinnern in Szenen mit der Tradition

Aus der Feder dessen, der autobiographisch schreibt und erinnert, sprudelt kein Quell unmittelbarer Erfahrungen und Gefühle. Er bewegt sich in kollektiven Konstruktionen, in Traditionen, und er verhält sich zu Traditionen, Traditionen der Art zu schreiben und sich zu erinnern; diese geben vor, was dazu gehört und was auszuschließen ist. Autobiographien folgen kulturspezifischen, sich historisch ausbildenden und verändernden

Gattungsschemata literarischer Kommunikation mit deren Wahrheitskonventionen und deren jeweiligen Konventionen einer Identität von Autor, erzählendem und erzähltem Ich. An ihnen orientieren sich die jeweiligen Opusphantasien, auch die unbewußten: Phantasien, wie das eigene Werk sein oder auch nicht sein sollte. Diese Schemata sind gesellschaftlicher, religiöser und gelegentlich gruppenspezifischer Herkunft; denken Sie z. B. an die pietistische Autobiographie. Mit ihnen begegnen uns nicht allein Traditionen des Schreibens, sondern selbstverständlich auch solche der Weltdeutung, der Selbstdeutung und der Wahrnehmung. Sie alle sind immer auch Schemata des Ausschließens und so auch des Vergessens. Inhaltlich transportieren sie Mythen von Gruppen, z. B. die von heldenhaften Vorfahren, familiäre Erzählungen und persönliche Mythen.

Diese Schemata geben Bilder und Szenen vor, z. B. solche der Geburt, der Generationenkonstellation, der ersten Begegnung mit dem anderen Geschlecht, dem Verbrechen, dem Tod, der Geburt des Selbstbewußtseins oder der Umkehr. Tradierte literarische Medien, z. B. der Vers, leiten die schreibende Erinnerung in ihre Kanäle. Fest etablierte, oft ritualisierte Weisen des Sprechens, z. B. das Gebet, die Beichte oder die Klage können die Erinnerung steuern, ja ersetzen. In der Antike sind dies oftmals rhetorische Genres, denken Sie an die Gerichts- oder die Leichenrede. Mit all diesen Traditionen ist dem, der sich schreibend an sich selbst erinnert, unterschiedlich bewußt oder unbewußt ein Drittes gegenwärtig, in dessen Fußstapfen er sich selbstverständlich bewegt, nach dem oder gegen das er sein Schreiben formt. Die Gattungstradition ist als das festeste Moment autobiographischen Inszenierens der wichtigste verfremdende Spiegel, in dem der Schreibende Eigenes erblickt. Während er sich in Traditionen bewegt, bezieht er sich als Glied einer Gemeinschaft auf Andere und konstruiert für sie und sich selbst in Fortführung und Abweichung ein Bild seiner selbst.

3.4 Erinnern und die Funktionen autobiographischen Schreibens

Dies Bild ist mitbestimmt durch die Funktion, die es für ihn im Augenblick des Schreibens hat. Da ist zunächst sicherlich die Funktion, sich selbst ernst zu nehmen, sich nur mit sich selbst zu beschäftigen, sich in den Mittelpunkt der Anderen zu stellen und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Das mag der Rechtfertigung, ja der Verteidigung dienen, der Überwindung einer Lebenskrise, der Befreiung von einem Trauma, dem

Bannen von Ängsten, besonders der Angst vor dem Tod oder der, vergessen zu werden; es mag dem Versuch dienen, Einheit in ein zerfallendes Werk oder gar Leben zu bringen und sich selbst als Einheit darzustellen, denken Sie an Goethes *Dichtung und Wahrheit*; oder es mag dem Versuch dienen, schreibend bisher Ausgeschlossenes in das eigene Selbstbild aufzunehmen: ein abgelehntes Stück der eigenen Geschichte anzunehmen, ihm Sinn zu geben und so lebensgeschichtliche Identität zu schaffen. Doch all dies ist dem Schreibenden nur möglich, wenn er sich vorstellen kann, daß seine Autobiographie von Anderen wahrgenommen wird; ins Leere hinein kann sich niemand darstellen. Andere erreicht ein Text aber nur, wenn er auch für sie eine Funktion haben kann, und sei es die, ihren Voyeurismus zu befriedigen oder ihre Empörung zu provozieren. Autobiographie ist also immer auch im Blick auf ihre Funktion für Andere geschrieben, z. B. zu ihrer Bekehrung, denken Sie an Augustin, zu ihrer Belehrung, denken Sie an Karl Philipp Moritz, zu ihrer Erbauung, Abschreckung, Ermutigung oder Unterhaltung. Deshalb wird sich im Besonderen des einzeln erzählten Lebens Allgemeines zeigen. Während der Autobiograph seine Identität für den von außen kommenden öffentlichen Blick konstruiert, stellt er Zusammenhänge zwischen seinen Erinnerungen her, weckt neue Erinnerungen und kanalisiert sie.

4. Möglichkeiten und Grenzen des psychoanalytischen Zugangs

So weit aus psychoanalytischer Sicht meine Skizze autobiographischen Schreibens. Sie zeigt, so hoffe ich, auch die Grenze psychoanalytischer Arbeit in diesem Feld: Was historisch-gesellschaftlich eigenen Gesetzen folgt, der gesellschaftliche Prozeß, das Kommunikations- und in ihm das Literatur-, das Gattungs- und das Sprachsystem, müssen aus anderer Perspektive erschlossen werden. Soweit die menschliche Psyche jedoch auf sie einwirkt, und das geschieht hier überall, wenn auch mit unterschiedlicher Reichweite, so weit findet die Psychoanalyse auch hier ihren Gegenstand. Das gilt in unserem Fall besonders für die Prozesse des Erinnerns, des Gestaltens und des Rezipierens. Wer psychoanalytisch arbeitet, muß sich freilich hüten, Modelle der menschlichen Psyche, die an Individuen des 20. Jahrhunderts gewonnen wurden, unmittelbar in die Untersuchung früherer, z. B. antiker Texte einzubringen. Gewiß, es gibt historisch variierende psychische Konstanten, die sich anthropologischen Gegebenheiten

ten verdanken; alle Menschen werden ja als Säuglinge geboren, erfahren Schutz und Schutzlosigkeit, Abhängigkeit und Bedrohung, den Unterschied der Generationen, alle müssen sie sich, um zu überleben, in ihre Gesellschaft integrieren, geraten in stärkere oder schwächere Widersprüche zwischen Wünschen und gesellschaftlicher Norm und einer Realität, der sie sich anpassen müssen. Auch gibt es gesellschaftliche Momente, die sich, wenn auch in Variationen, wenigstens im europäischen Raum durchgehalten haben, z. B. die patriarchale Herrschaftsstruktur mit ihren Geschlechterrollen. Dennoch: Die Psyche wurde im Gang der Geschichte unterschiedlich strukturiert, Unterschiedliches wurde verdrängt, unterschiedliche Normen wurden in unterschiedlichem Grad verinnerlicht, Abwehrmechanismen unterschiedlich eingesetzt. Die Individualisierung z. B. ist heute sicher weiter fortgeschritten als in der Antike, und gewiß haben wir in der Antike mit einer stärker traditionsgeleiteten Psyche zu rechnen. Auch Identität läßt sich nicht als ungeschichtliche verstehen. So ist etwa die Konstruktion einer Identität im Dienst des Christengottes bei Augustin zu unterscheiden von der Konstruktion einer Identität, deren Ziel nichts anderes ist als eben diese Identität, sozusagen Zusammenhang an sich, etwa bei Karl Philipp Moritz im späten 18. Jahrhundert. Diese wäre wiederum zu unterscheiden von einer Identität als Organisation intensiven Lebens um Brennpunkte, wie sie sich in den letzten Jahren mit der sogenannten Patchwork-Identität andeutet. – Psychoanalytische Arbeit wird im Fall der Antike gegenüber der an Autobiographien der Neuzeit zusätzlich dadurch erschwert, daß die Quellenlage hier bei weitem ungünstiger ist.

In dieser Situation hat die Psychoanalyse ihre Begriffe nicht dogmatisch, sondern heuristisch einzusetzen und am Material zu überprüfen, wenn sie sich an die konstruierende Rekonstruktion des Kräftefelds eines Textes macht und an die jenes Felds, in dem er entstand und rezipiert wurde. Wenn sie so versucht, die Regeln zu begreifen, nach denen ein Autobiograph seine Selbstdarstellung einmal konstruiert hat, entspricht sie einer ihrer zentralen eigenen Regeln: Sie vollzieht sich als tastend reflektierendes versuchsweises Konstruieren, Auflösen von Konstruktionen und vorsichtig behutsames Neukonstruieren.

Literatur:

- Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999.
- Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992.
- Eckermann, Johann Peter (Hrsg. H. Houben): Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Wiesbaden 1959.
- Freiburger literaturpsychologische Gespräche (Hg. Johannes Cremerius u.a.), Bd. 11. Über sich selbst reden. Zur Psychoanalyse autobiographischen Schreibens. Würzburg 1992.
- Freiburger literaturpsychologische Gespräche (Hg. Johannes Cremerius, u.a.), Bd. 14. Psychoanalyse und die Geschichtlichkeit von Texten. Würzburg 1995.
- Freud, Sigmund: Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. (1914g) GW 10, S. 125-136.
- Freud, Sigmund: Konstruktionen in der Analyse, (1937d) GW 16, S. 43-56.
- Gärtner, Michael: Zur Psychoanalyse der literarischen Kommunikation: „Dichtung und Wahrheit“ von Goethe. Würzburg 1998.
- Goethes Briefe, Hamburger Ausgabe, Bd. 4. Textkrit. Durchges. u. m. Anm. versehen von Karl Robert Mandelkow, Hamburg 1967.
- Niggel, Günter (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, 2. überarb. und erw. Aufl. Darmstadt 1998.